



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schacht, R.: Der Untergang des Abendlandes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Untergang des Abendlandes

Von Dr. R. Schacht



ann immer von dem rasch und in weiten Kreisen berühmt gewordenen Buche Oswald Spenglers (Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1918) die Rede gewesen ist, habe ich an die alte Voltaireanekdote denken müssen, die man aus dem Bloek kennt: eine Reihe gelehrter Zeitgenossen des großen Schriftstellers sitzen beisammen und sind sich völlig einig in der Anerkennung seiner Bedeutung, „nur“, fügt ein jeder seinem Lobspruch hinzu, „hätte er nicht über mein Fach schreiben sollen, denn davon versteht er nun leider rein gar nichts. Aber sonst kann seine Bedeutsamkeit kaum bestritten werden.“ Ganz so sprechen die Fachleute von Spengler. Wen ich auch interpelliert habe, Mathematiker, Historiker, Kunsthistoriker, Literaturhistoriker, Philosophen, Musiker, keiner war mit den Darlegungen Spenglers, soweit sie in sein eigenes Fach einschlugen, einverstanden, erklärte sie für einseitig, schief gesehen, tendenziös ausgefacht oder geradezu als falsch. Und doch hörte man immer wieder und fast allgemein, daß es ein überaus anregendes Buch sei. Letzteres mindestens muß stimmen, denn wenn der erste Band eines wissenschaftlichen, keineswegs immer ganz leicht zu lesenden Buches von über 600 Seiten Großoktav nach Jahresfrist bereits in dritter Auflage vorliegt, so muß es der Zeit irgendwie etwas bieten und verdient eine ausführliche Betrachtung auf alle Fälle. Und daß die Ansichten der Fachleute nicht immer maßgebend sein müssen, lehrt die Geschichte der Genies auf Schritt und Tritt.

Der große Erfolg des Buches ist wohl vornehmlich aus dem Umstand zu erklären, daß es eine Deutung der Zeit bringt. Angesichts des riesigen Chaos, in das die Welt während des Krieges und während der Erschütterung durch den Bolschewismus zu versinken drohte, angesichts der fast allgemeinen Ermüdung, Enttäuschung, der weitverbreiteten moralischen Fäulnis, des als peinlich empfundenen Epigonentums, mag sich mancher gefragt haben: wohin treiben wir? wo ist eine Rettung vor all dem? Was können wir tun, damit wir wieder selig werden? Und wenigstens auf die erste dieser Fragen gibt das Spenglersche Buch eine Antwort (oder scheint sie doch zu geben). Es lehrt die Erscheinungen der Zeit werten, den roten Faden in all den Wirrnissen zu erkennen, einen Wegweiser durch all die als quälend empfundene Wirrnisse. Spengler behauptet: wir sitzen alle auf einem wankenden Ast, das Abendland ist im Untergang begriffen, eine Epoche der Geschichte geht zu Ende. Wir stehen mitten im Übergang von der Kultur zur Zivilisation. Wir gehen alle unvermeidlich und unabwendbar einem Ende entgegen.

Dies sieht nun auf den ersten Blick keineswegs begeistert aus und man könnte die Frage aufwerfen, ob das Buch, das solcherart dem Leser für sich und seine Kinder das lähmende Bewußtsein einhämmert, zu spät auf die Welt gekommen zu sein, die Jugend, die Mannesgröße seiner Menschheits Epoche nicht mehr miterlebt zu haben und sich mit der kalten skeptischen Gebrechlichkeit des Alters zufriedengeben zu müssen, nicht vielleicht selbst nur eine Auszerung der Zeit ist, die an sich selbst verzweifelt, der die Zügel zur Bewältigung des Lebens aus den Händen gleiten. Spengler selbst bekennt sich zwar mit Energie zur Gegenwart. „Ich liebe die Tiefe und Feinheit mathematischer und physikalischer Theorien, denen gegenüber der Ästhetiker und Physiologe ein Stümper ist. Für die prachtvoll klaren, hochintellektuellen Formen eines Schnelldampfers, eines Stahlwerkes, einer Präzisionsmaschine, die Subtilität und Eleganz gewisser chemischer und optischer Verfahren gebe ich den ganzen Stilplunder des heutigen Kunstgewerbes samt Malerei und Architektur hin.“ Aber diese Bewunderung mutet bei jemandem, der für Dante und Wolfram von Eschenbach, für Leibniz und Rembrandt, für Mozart und Goethe soviel echte Begeisterung zeigt, ein wenig krampfhaft an, als ein Tsajagen

um jeden Preis. Ist sie aber in beiden Fällen echt, so ist nicht einzusehen, warum es sich um einen „Niedergang“ handeln soll und warum nicht einfach um eine Wandlung. „Nicht umsonst verachtete der echte Römer den Graeculus histrio, den ‚Künstler‘, den ‚Philosophen‘ auf dem Boden römischer Zivilisation. Künste und Philosophie gehörten nicht mehr in diese Zeit, sie waren erschöpft, verbraucht, überflüssig. Das sagte ihm sein Instinkt für die Realitäten des Lebens. Ein römisches Gesetz wog schwerer als alle damalige Lyrik und Metaphysik der Schulen. Und ich behaupte, daß heute ein besserer Philosoph in manchem Erfinder, Diplomaten und Finanzmann steckt als in allen denen, welche das platte Handwerk der experimentellen Psychologie treiben.“ Aber der Römer — Spengler selbst gibt es zu — war denn doch auch überzeugt, daß er, und nicht die großen griechischen Künstler auf dem Gipfel der Lebenswoge schwebte. Und wer will sagen, daß ein „Niedergang“ war? „Ein Jahrhundert rein extensiver Wirksamkeit unter Ausschluß hoher künstlerischer und metaphysischer Produktion, ein irreligiöses Zeitalter ist eine Zeit des Niederganges. Gewiß.“ Mich dünkt, das kommt doch eben ganz auf den Standpunkt an. Ein Cecil Rhodes hätte den Historiker, der behauptet hätte, er sei eine typische Erscheinung der niedergehenden Zeit, ausgelacht, ähnlich wie der alternde, Dämme und Kanäle für die Menschheit bauende Faust Goethes den Stoff geschüttelt haben würde über den Akademiker, der von ihm verlangt hätte, er sollte wieder in sein Studierzimmer zurück und Metaphysik treiben. Spengler aber betrachtet, im Wilde zu bleiben, mit verzehrender Begeisterung das Studierzimmer und scheint dabei auszurufen: „Dies war die große, heroische Zeit, die Jugend und Reife. Die Zivilisation, Erfindungen, Kanäle, das bewundere ich, aber es ist ein Niedergang.“ Gewiß konnte es zur Zeit der großen Römer nur „Menschen dritten Ranges“ reizen, statt ein Heer zu führen, eine Provinz zu organisieren, Städte und Straßen zu bauen oder in Rom der Erste zu sein, in Athen oder Rhodos irgendeine Nuance der nachplatonischen Kathederphilosophie auszuhecken. Aber ein Niedergang liegt noch höchstens für das Teilgebiet der Philosophie vor. Die Menschheit aber hat sich eben andern Dingen zugewandt. Die Anschauung vom Niedergang beruht auf einseitiger Wertung. Ich hörte einmal einen großen Künstler in einer Stunde der Niedergeschlagenheit äußern, daß er als Kind eigentlich am glücklichsten, am vollkommensten, am harmonischsten gewesen und seitdem, streng genommen, heruntergekommen sei und doch schien ihm jedes Werk, das er schuf, besser als das vorhergehende. So wenig man behaupten kann, daß ein im Leben stehender Mann gegen den phantasiebeschwingten, begeisterten Jüngling, der überschauende Greis einen Rückschritt gegen den Mann bedeutet, so wenig läßt sich gerechterweise behaupten, daß Cäsar unterhalb des Gipfels Plato stände. Gewiß ist Nietzsche geringeren Kalibers als Leibniz, aber ist nicht Zola bedeutender (nicht als Künstler, sondern als geistiger Wert genommen) als Caspar von Lohestein, Clewenceau nicht heroischer als der große Condé? Vielleicht ist die These vom Niedergang nur ein Ergebnis der Unfähigkeit, sich richtig einzustellen, ein Nest historisch rückschauenden Akademikertums, das, den Blick an die Erscheinungen der Vergangenheit gefestigt, um die verlorene Größe klagt, weil es sich in der Gegenwart nicht zurechtfinden kann.

Spengler beweist seine These durch Analogie und damit kommen wir zum methodischen Teil des Buches. Es ist nicht klar zu erkennen, welche Seite seines Problems dem Verfasser wichtiger gewesen ist, ob die der geschichtlichen Gegenwartserkenntnis oder der Methodologie. Spengler polemisiert gegen die Auffassung vom geradlinig fortlaufenden Gang der Weltgeschichte, gegen das „unglaublich dürftige und sinnlose Schema: Altertum, Mittelalter und Neuzeit“, gegen den „provinzialen“ Standpunkt nur das Nächstliegende oder kausal eng und unmittelbar Verknüpfte wichtig zu nehmen und tritt für eine morphologische Geschichtsschreibung ein, für ein System, „in dem als wechselnde Erscheinungen und Ausdrücke des einen, in der Mitte ruhenden Lebens Antike und Abendland neben Indien, Babylon, China, Ägypten, dem Arabertum und der Mayakultur eine in feiner Weise bevorzugte Stellung einnehmen.“ Ein großer Teil des Buches ist der Auf-

gabe gewidmet, nachzuweisen, daß nicht willkürlich abgegrenzte Zeitepochen noch vereinzelte Regenten oder Völker die großen Einheiten der Geschichte bilden, sondern Kulturkreise, Organismen, die ihre Jugend, ihre Reife, ihr Alter haben und dann vergehen oder durch neue verdrängt werden, daß aber innerhalb dieser Kulturkreise in allen Ausprägungen der Kultur (und Zivilisation) eine innere Formenverwandtschaft zu gewahren ist, während der dieser Verwandtschaft zugrunde liegende Schlüssel sich eben von denen anderer Kulturkreise völlig unterscheidet.

Nun muß ich persönlich gestehen, daß mir der Grundgedanke dieser These keineswegs überraschend gekommen ist. Daß uns mit Indien oder Ägypten nichts wahrhaft Lebendiges mehr verbindet, daß die Antike etwas vom Abendländischen dem Wesen nach Grundverschiedenes ist, hat mir von jeher als selbstverständlich gegolten. Für antike und abendländische Kunst ist es übrigens von Ludwig Curtius (im „Handbuch der Kunstwissenschaft“) nachgewiesen worden, der allerdings die Grenze anders ansetzt. Das neue bei Spengler ist, daß er diese Verschiedenheit der durchgehenden Form nicht auf die schönen Künste beschränkt, sondern auf alle Gebiete menschlicher Betätigung ausdehnt. „Wer weiß es, daß zwischen der Differentialrechnung und dem dynastischen Staatsprinzip der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, zwischen der antiken Staatsform der Polis und der euklidischen Geometrie, zwischen der Raumperspektive der abendländischen Malerei und der Überwindung des Raumes durch Bahnen, Fernsprecher und Fernwaffen, zwischen der kontrapunktischen Instrumentalmusik und dem wirtschaftlichen Kredit-system ein tiefer Zusammenhang der Form besteht? Selbst die realsten Faktoren der Politik nehmen, aus dieser Perspektive betrachtet, einen höchst transzendenten Charakter an und es geschieht vielleicht zum ersten Male, daß Dinge, wie das ägyptische Verwaltungssystem, das antike Münzwesen, die analytische Geometrie, der Scheck, der Suezkanal, der chinesische Buchdruck, das preussische Heer und die römische Strafenbautechnik gleichmäßig als Symbol aufgefaßt und als solche gedeutet werden.“ Spengler tut dies mit anerkennenswerter Weite des Blickes und einer Geschicklichkeit, deren Virtuosität einen allerdings nicht ohne Besorgnis vor Überumpelung läßt. In vielem hat er unstrittig recht und entschleiern verborgene Zusammenhänge, lehrt Phänomene richtiger und lebendiger sehen als es bisher geschehen ist, in manchem scheint er durch die Trunkenheit glücklich gefundener Analogien ins Spielerische oder Willkürliche mitgerissen. Auch hat es den Anschein, als ob seine Kenntnisse bei weitem nicht immer aus erster Hand kämen, was bei einem derartigen Buch freilich schwer möglich ist, aber doch dem Eindruck des Ganzen Abbruch tut, besonders da das Buch auch in der Form keineswegs gebündelt erscheint, Wiederholungen bringt, abschweift, weitschweifig wird, an anderen Stellen sich wieder mit journalistischen Formeln zufrieden gibt.

Der Haupteinwand aber, den man bei aller Anerkennung vieler glänzender und geistreicher Seiten gegen das Buch erheben kann, allerdings mit dem Vorbehalt, ihn nach dem Erscheinen des zweiten Bandes, der Grundformen der Geschichte, der Probleme der Zivilisation, Probleme der arabischen Kultur, Staat, Geld, Symbolik, der Maschine und das Ruffentum behandeln soll und daher in wichtigen Punkten Ergänzungen bringen wird, revidieren zu dürfen, ist der, daß es nur einen einzigen Kulturkreis, nur eine einzige historische *попытка*, die ägyptische nämlich, als solche zu zeichnen versucht, aber auch hier in der Skizze stecken blieb (vielleicht weil unser Wissen mehr zu geben nicht gestattet, sonst aber beständig am Trapez der Analogien schaukelt, wodurch die einzelnen Bilder, im wesentlichen Antike und Abendland, zwar wechselseitig erhellt, aber einzeln nicht recht plastisch werden. Insbesondere die arabische oder wie er sie nennt, magische Geistesepoche, die er zwischen die antike und abendländische einschleibt und mit dem Jahre etwa vor Christi Geburt anheben läßt, hätte wohl schon im ersten Bande greifbarer herausgearbeitet werden müssen. Auch scheint es mir fraglich, ob der biologische Ablauf der einzelnen Lebensformen so unbedingt gleichmäßig gewesen sein muß, wie Spengler durch seine sehr ansehbaren Tabellen andeutet. Schon unter den einzelnen Menschen scheint er verschieden. Es hätte zum mindesten die Frage aufgeworfen

werden müssen, ob es nicht Kindheiten sehr unterschiedlicher Länge, Allflugheiten, frühzeitig verknochertes Alter, Kulturen, die vor der Ausreifung hinwelken und dergleichen gegeben hat. Auch erscheint verdächtig, daß eine so wichtige und deutlich sich heraushebende Erscheinung wie der chinesische oder vielleicht ostasiatische Kulturkreis so gut wie gar nicht herangezogen wird oder daß weltgeschichtliche Phänomene wie die Besiedlung Nordamerikas unberücksichtigt bleiben. Diese Lücken tragen nicht eben dazu bei, die Überzeugungskraft des Buches zu erhöhen. Und eben dieser Punkt führt uns wieder zur Stepsis gegen die anfänglich behandelte These vom „Untergang“ des Abendlandes zurück. Spengler beweist diese These eigentlich nur mit einer einzigen Analogie: der Antike. Aber wer sagt ihm, daß sich Antike und Abendland biologisch gleichmäßig entwickeln? Ob nicht der sogenannte Untergang, wie das auch an einzelnen Menschen zu beobachten ist, ein Übergang ist? Gewiß ist der Umstand, daß ein wissenschaftliches Ergebnis lebensfeindlich ist, kein Einwand gegen die Wissenschaft, aber wir haben dann wenigstens das Recht, wissenschaftliche Unwidersprechlichkeit zu fordern. Die zu geben, ist dem Verfasser — immer mit dem Vorbehalt, daß der zweite Band noch wichtige Ergänzungen bringen kann — nicht gelungen. Gerade die Stepsis, die sich gegen die These vom Untergang erhebt, ist sicher ein biologisches Symptom dafür, daß es mit dem Abendland noch keineswegs zu Ende geht. Zimmerlin verdient aber ein so geistreiches, unsere Erkenntnis in vielem erhellendes und vielfältig anregendes Buch rege Beachtung auch über den Kreis der Fachleute hinaus.



Mexiko, Japan und die Vereinigten Staaten



er republikanische „Sun“ in New York schrieb in seinem Zeitartikel vom 28. Oktober 1919 folgendes: „Wenn Carranza und Genossen auch nur ihren gewöhnlichen Menschenverstand beisammen haben, müssen sie wissen, daß die Vereinigten Staaten auf die Dauer die in Mexiko herrschende Anarchie nicht ertragen können. Man glaubt vielleicht, daß wir die Ordnung nicht aufrecht erhalten wollen oder dazu nicht imstande sind. Aber wenn auch vielleicht der mexikanische Bauer glauben mag, daß die Vereinigten Staaten der Aufgabe, ihre Bürger zu schützen, physisch nicht gewachsen sind, die mexikanische Regierung kann so etwas unmöglich glauben. Bisher haben die Vereinigten Staaten Mexiko mit seltener Nachsicht behandelt. Sechs Jahre und acht Monate ist die Gefährdung von Leben und Eigentum der Fremden in Mexiko, die in jedem anderen Lande schon die ernstesten Folgen nach sich gezogen hätte, von unserer Regierung geduldet worden. Aber auch die Geduld hat Grenzen, es kommt die Zeit, da die Schreie der in den Hinterhalt gelockten und ermordeten Amerikaner nach Bestrafung der Übeltäter nicht mehr überhört werden können. Dieser Zeitpunkt in unseren Beziehungen zu Mexiko wird kommen, vielleicht ist er schon eingetreten. Wenn die Stunde schlägt, wird sie das amerikanische Volk zur Unterstützung der Regierung bei jeder geeigneten Maßnahme bereit finden, die Mexiko für den zivilisierten Menschen bewohnbar macht.“ Einen Monat später hieß es an gleicher Stelle: „Falls die Vereinigten Staaten gezwungen sein sollten, zum Schutz von Leben und Eigentum von Amerikanern eine militärische Expedition nach Mexiko zu senden, so würde die Armee nicht einmal drei Luftkampfgeschwader aufzuweisen haben...